Weltwochenschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 9

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

augenscheinlichem Verständnis für des Kaufmanns Zukunftswünsche gelauscht und sich nicht einmal ablehnend verhalten, als Cray wie zufällig ihre Hand in die seine nahm und bis zum Gutenachtsagen nicht wieder losließ. Und wenn es auch noch nicht zu einem förmlichen Heiratsantrag gekommen war, so hatte man auf jeden Fall doch schon beschlossen, bei der Besichtigung von Algier am nächsten Tage keinen anderen Fahrgast hinzu zuziehen, sondern die Eindrücke der Stadt in holder Zweisamkeit zu genießen. Cray hatte offensichtlich die Unpäßlichkeit der anderen Herren an Bord geschickt auszunützen verstanden.

Der Ausflug nach Algier begann am nächsten Morgen in bester Stimmung. Zuerst wurden die Hauptsehenswürdigkeiten gebührend in Augenschein genommen, dann sogar ein paar Eingeborenenlokale besucht, wo Frau Ellen in langen Gesprächen mit den Besitzern und Gästen ihre Kenntnisse der arabischen Sprache zeigen konnte, die sie sich auf Reisen mit ihrem verstorbenen Mann angeeignet hatte, und schließlich war man noch unternehmungslustig genug, um die dunklen Winkel und Gassen der Stadt aufzusuchen, in denen die farbigen Ortsansäßigen ihre heimischen Waren zur Schau stellten. Offenbar erregten die beiden Fremdlinge in diesem Teil von Algier einiges Aufsehen, denn, wie Cray belustigt bemerkte, folgte ihnen bald ein ganzer Schwarm dunkelhäutiger Gestalten neugierig nach.

Plötzlich aber wurde die Sache ungemütlich. Wie auf ein Kommando schienen die Araber die beiden Weißen umringt zu haben, und Cray fühlte sich von hinten mit solcher Kraft umklammert, daß er sich nicht mehr rühren konnte. Und so mußte er trotz leidenschaftlicher Proteste auch tatenlos zusehen, wie die Menge sich über Frau Ellen herstürzte und diese, ungeachtet ihrer gellenden Hilferufe, fortschleppte. Dann fühlte Cray noch einen heftigen Schmerz am Hinterkopfe und sank bewußtlos zusammen.

Als er nach einiger Zeit in einem Hauseingang wieder zu sich kam, stand ein kleiner arabischer Junge vor ihm, der ihm mit einem unverständlichen Wortschwall einen zusammengefalteten Zettel überreichte und sodann spurlos wieder verschwand. Noch ganz benommen von seinem Erlebnis, öffnete der Kaufmann das Schreiben und erkannte sofort die Handschrift Frau Ellens. Sie sei von den arabischen Gaunern verschleppt worden und würde nur gegen ein Lösegeld von fünfhundert Pfund wieder freigelassen werden. Sie selbst habe natürlich keine größere Summe bei sich, aber sie vertraue ihm, dem Mann ihrer Liebe, ihre Rettung an. Zwar stünde auch er durch die Helfer der Banditen unter fortwährender Beobachtung, aber wenn er die Polizei nicht benachrichtige, sondern das Geld besorge und an der angegebenen Adresse abliefere, so wäre sie sofort frei und könne ihm persönlich ihre Dankbarkeit bezeigen. Andernfalls ade....

Fünfhundert Pfund, das schien Cray eine gewaltige Summe. Aber wenn er nicht auf das Verlangen einging, so war Frau Ellen zum mindesten für ihn auf immer verloren; im übrigen war sie ja auch selbst wohlhabend genug, um das Geld bei einer Heirat reichlich wieder einzubringen. Jedenfalls lief Cray zur nächsten Bank und wechselte den größten Teil seiner Reiseschecks in Bargeld um.

Ohne besondere Schwierigkeiten fand der Kaufmann die verzeichnete Adresse und sah sich dort einem Dutzend übelaussehender Araber gegenüber. Inmitten von ihnen aber saß, auf eine Bank gefesselt, Frau Ellen! Die Formalitäten waren rasch erledigt; Cray zahlte das Geld an den Anführer der Banditen und im nächsten Augenblick konnte die befreite Witwe sich mit einem Glücksschrei auf den Retter stürzen. Die Gauner hatten nichts dagegen, wenn die beiden Weißen das Haus gemeinsam verließen, nur müßten sie sich für den ersten Teil des Wegs die Augen verbinden lassen, um den Erpressern Zeit zum Verschwinden zu geben. Cray und Ellen stimmten diesem Verlangen zu und ein paar Minuten später wurden sie, Hand in Hand auf die Straße geführt.

Erst als die zärtlichen Händedrücke, die Cray seiner Begleiterin zukommen ließ, merkwürdig unbeantwortet blieben, wurde der Kaufmann argwöhnisch und riß sich mit einem Ruck das Tuch von den Augen. Neben ihm ging eine ältliche Araberin, deren weiches Händchen er bisher so liebevoll gehalten hatte, die aber jetzt mit einem Aufschrei in der nächsten Seitengasse verschwand. Von Frau Ellen war nichts zu sehen.

Was nützte es Cray, daß man ihm auf der Polizei seine Reisegefährtin als bekannte Hochstaplerin bezeichnete, die den gleichen Trick schon unzählige Male ausgeführt hatte? Zum weiblichen Geschlecht wird er nach dieser Erfahrung nicht so bald wieder Vertrauen fassen. Und Junggesellen gibt es eigentlich ja schon genug!

Frank Anderson.

*

Weltwochenschau

Notwendiges und Ueberflüssiges

In den Schubladen des Bundeshauses ruhen, wie es der neuenburgische Ständerat Béguin nachgezählt, zwölf zustandegekommene Volksinitiativen, für die man keine Zeit gefunden; Mr. Béguin hat darum im Ständerat eine Interpellation losgelassen und den Bundesrat angefragt, wann und in welcher Reihenfolge diese Initiativen behandelt, dem Volke zur Abstimmung vorgelegt und dem Willen des Souveräns Genugtuung verschafft werde. Diese Interpellation ruft allerlei Ueberlegungen. Zum Beispiel wird einem klar, wie groß die Arbeitslast unserer Behörden geworden, und wie ganz offenbar dringliche Geschäfte einer normalen Abwicklung der „demokratischen Ordnung" im Wege stehen. Seit der Abwertung und der gelungenen Wehranleihe hat die Frage der Preisgestaltung den Vorrang, und daneben drängt immerfort die Arbeitsbeschaffung, und das Zusammenspannen der militärischen mit den arbeitspolitischen Fragen ist auf jeden Fall wichtiger als die Aeußerung des Volkes über die oder jene Initiative. Sagen wir einmal die „Freimaurer"-Initiative, die aller menschlichen Voraussicht nach bachab gehen wird. Wogegen wahrscheinlich dem Bundesrat mit dem Volksbegehren über die Wiederherstellung der Pressefreiheit schon weniger gedient wäre.

Aber die Frage: „Notwendig und Ueberflüssig" stellt sich noch in andern Zusammenhängen. Die „Freiwirtschaftliche Zeitung" hat eine Reihenfolge der Wichtigkeit in der Preis-, Lohn- und Zinsgestaltung aufgestellt, die man mit Flugzeugen in den Himmel schreiben und vis-à-vis der Bundeshausfassade an die Mauern malen müßte:

1. Kampf dem Zins, 2. Kampf jeder Senkung des Preis- und Lohnstandes, und erst 3. Kampf jeder Erhöhung des Lebenskostenstandarts.

Wir brauchen „Kampf dem Zins" nicht in der freiwirtschaftlichen Absolutheit aufzufassen und dennoch können wir feststellen, daß hierzuland die Chance der Zinslastenverringerung in allzugeringem Maße beachtet wird. Wenn es gilt, die Produktion anzukurbeln, vor allem jener Produktion, die für den umworbenen Weltmarkt arbeitet, steht die Produktionskostenverminderung obenan. In diesen Kosten figurieren Zinse und Löhne. Reduziert man die Zinse, schädigt man vielleicht einen Rentner, der davon lebt, bestimmt aber mehrheitlich Leute, welche ihre Zinse wieder zum großen Haufen legen. Reduziert man jedoch Löhne, schädigt man fast hundertprozentig den Konsum. Darum kann es keine Frage sein, daß bei der Reduktion der Kosten immer die Zinse vorangehen müßten.

Es ist bestimmt nicht überflüssig, solche Rangordnungen aufzustellen. Würden sie in den Gehirnen unserer obersten Wirtschaftsführer eingehämmert sein, ginge alles anders, als es geht. Das heißt, es wäre längst anders gegangen. Der Abbau der Gehälter wäre weit heftigern Widerständen begegnet, und die Notwendigkeit, heute schon wieder an Lohnaufbau-

kämpfe denken zu müssen, würde nicht so rasch eingetreten sein. Wir sollten überhaupt die heutige Situation nicht ohne die Fehlhandlungen bedenken, denen wir den Zusammenbruch des Preis- und Lohnniveaus seit 1929 verdankten ... 111 000 Arbeitslose zählen wir auf Ende Januar, vor einem Jahr waren es 12 000 mehr. Möglichst viele möglichst hoch zu bezahlen und zu beschäftigen, das ist A und O der Bundeshausarbeit. Mögen die Initiativen noch länger liegen bleiben. Ausgenommen vielleicht die neue, die „Arbeitsbeschaffungsinitiative", die mit einer nie gesehenen Zahlenschwemme bestätigt, daß der Bundesrat auf dem rechten Wege geht, und daß das Land nichts anderes wünscht, als das eine: Er möge noch konsequenter vorgehen und „noch mehr Geld in die Ankurbelung" hineinwerfen. Der wachsende Ertrag der Wirtschaft wird sich lohnen, auch für den Bund.

Britische Aufrüstung und Freiwilligenverbot

In der gleichen Woche verzeichnet die hohe Politik zwei bedeutsame Ereignisse: Das englische Unterhaus hat die Aufrüstung sanktioniert und die europäischen Mächte sind überein gekommen, den Freiwilligenstrom nach Spanien zu unterbinden.

400 Millionen Pfund, rund 10 Milliarden (neue) Schweizerfranken sollen aufgenommen werden, um die Flotte, die Luftflotte, die Landarmee neuzeitlich auszustatten und allen denkbaren Gefahren gegenüber auf die Höhe zu bringen. Die Labourparty hat Opposition gemacht und das alte Lied wiederholt, das leider die ganze europäische Entwicklung der letzten Jahre möglich gemacht: Man treibe mit der britischen Aufrüstung nur dem Kriege entgegen. Worauf geantwortet werden muß, daß ein bewaffnetes England alles verhindert hätte, was wir seit Jahren erlebten: Die Erschütterung des vordern Asien, die italienische Eroberung Abessiniens, die deutschen Vertragszerstörungen und nicht zuletzt das spanische Abenteuer. Die Wahrheit, daß eine Uebermacht der Friedenswilligen, die waffenmäßig sämtliche Kriegslustigen zusammen niederzuhalten vermag, allein den Frieden herbeiführe, hat England erst im vergangenen Jahre erkannt, und die führenden gemäßigten Konservativen haben die einzig mögliche Konsequenz gezogen und den unerbittlichen Willen kundgetan, in der Aufrüstung Hitler und Mussolini auf jeden Fall zu schlagen.

Vielleicht kommt die britische Aufrüstung zu spät. Vielleicht rechnet sie übrigens wiederum nur mit den Faktoren der Gegenwart und verläßt sich zu sehr darauf, die allfälligen neuen Situationen, die sich herausbilden könnten, im gegebenen Moment schon meistern zu können. Momentan scheint alles einfach: Hitler und sein nur scheinbar verlässiger Partner Mussolini mit Ungarn werden sich hüten, England, Frankreich und Rußland samt allen Kleinen herauszufordern.

Aber wie steht es, um nur dorthin zu schauen, mit Moskau? Dort soll nach einer offiziellen Meldung in den letzten Tagen Stalins allernächster Mitarbeiter, der kaukasische Volkskomissär Ordschonikidse an einem Herzschlag gestorben sein. Beim Lesen dieser Nachricht hat wohl mancher Westeuropäer Verdacht geschöpft. Prompt berichtet auch eine britische Zeitung, Ordschonikidse sei ermordet worden. Es wird einsam um Stalin. Die Pyramide der Diktatur, die „auf der Spitze" steht, kann unerwartet auf eine ihrer Seiten fallen, nämlich auf die Seite der Armee-Diktatur. Zwischen dieser Armee und der deutschen Reichswehr bestehen immer noch geheime Verbindungen. „Entbolschewisiert" sich Rußland, so kann von heute auf morgen die russische Schwenkung von Frankreich zu Deutschland Tatsache werden. Erst von diesem Moment an gewinnen die Kolonialforderungen Hitlers ihren gefährlichen Nachdruck. Vorläufig halten dieRussen jedoch noch sehr zu England.

Ihren Willen, mit den Westmächten zu gehen, haben sie durch die Abberufung des Gesandten Rosenberg in Valencia bewiesen. Offenbar hat dieser „blutrote" baltische Namensvetter des ebenfalls baltischen Obernazi seine Aufgabe nicht erfüllt, und Moskau übt einen Druck auf Spanien aus, damit es der einzig möglichen Linie folge: Der demokratischen. Madrid steht in Gefahr, von den Anarchisten in die rote Diktatur, die den eigenen Namen verhöhnt, manöveriert zu werden und damit alle französischen und britischen Sympathien zu verscherzen. Ein solches Madrid könnte Moskau allein nicht halten. Darum hat die vereinigte sozialistisch-kommunistische Partei Caballeros nach Moskaus Weisungen seit Monaten versucht, die Anarchisten lahmzulegen. Die republikanischen Militärs gehen mit diesem „reaktionären" Kommunismus einig und verlangen, daß die politischen Emissäre in der Miliz verschwinden. Ganz klar: Sie legen die Kampfkraft lahm. Moskau kann ein Lied von der Notwendigkeit der Disziplinierung singen, aber das „linke Spanien begreift es nicht. Nun soll der bisherige russische Konsul in Stambul, Gaikis, die Anarchisten Mores lehren und die Ultrarevolution abbremsen. Womit dann die Möglichkeit einer moralischen Stützung der Republik durch den Westen erhalten bliebe ... und allenfalls sogar die Möglichkeit eines Friedensschlusses.

Denn am 20./21. Februar um Mitternacht ist das Freiwilligenverbot in Kraft getreten, und in einigen Tagen wird auch das Materialzufuhrverbot funktionieren. Deutschland, Frankreich, Italien haben Gesetze erlassen, welche die Werbung von Freiwilligen „aktiv und passiv" verbieten und mit Strafen belegen, und eine Reihe kleinerer Staaten sind gefolgt. Britische Schiffe kontrollieren mit portugiesischen die von Franco beherrschten Küsten, Frankreich und Rußland die asturischen und galicischen Häfen, Deutschland und Italien die der Madrider Regierung unterstehende Mittelmeerzone. Also jeder so ungefähr die Küsten des Gegners. Internationale Organe bewachen Frankreichs Pyrenäengrenze, britische die portugiesisch-spanischen Verbindungswege. Funktioniert dieses System wirklich, so kommt nichts mehr durch, nicht Menschen, nicht Material, und die beiden Armeen sind auf sich allein angewiesen.

Binnen Kurzem wird sich also erweisen, welche Gruppe die Mannschaftsbestände und die fehlenden Waffen aus dem eigenen Herrschaftsbereich ergänzen kann. Bei gleichbleibender Stärke muß sich der Bürgerkrieg bald totlaufen, der Herd brennt aus, und eine Vermittlung ist denkbar. Eine solche Vermittlung würde auf einen Kompromiß zwischen den demokratischen und fascistischen Mächten hinauslaufen. Also das, was England will, solang es die Aufrüstung nur finanziert, aber nicht durchgeführt hat. Diese Möglichkeit ist Europas nächste Hoffnung. —an—

*

Kleine Umschau

Ein englischer Radio-Enthusiast erklärte jüngst in einer Zeitung, daß gerade die langweiligen Sonntagsprogramme der Britischen Rundfunkgesellschaft den Hörern auf der ganzen, lieben Welt ein „Stück England vermitteln", da sie die Atmosphäre und den langweiligen Charakter eines englischen Wintersonntages, wenn der Nebel die ganze Landschaft in ein einziges graues Meer taucht und der Regen von den Dächern tropft, famos wiedergeben. Und da wird dann das Herz jedes Auslandengländers von Heimweh nach dem Mutterlande erfaßt. Nun, wenn ich zufällig ein Engländer wäre, dann wäre ich am letzten Sonntag z'Bärn unbedingt vor Heimweh gestorben, ohne auch nur einem Radio in die Nähe gekommen zu sei. Sofern man poetisch veranlagt ist, nennt man dieses himmeltraurige Wetter sehr gerne „Frülingserwachen", aber dazu gehört dann auch noch eine ziemliche Portion Phantasie und ich glaube fast, daß der Frühling eher vom glühenden Kuß der Sonne, als von den Tränen eines trüben Februartages erwachen sollte. Aber schließlich Mutter Natur weiß doch noch, im Gegensatz zu uns Menschen, was ihren Kindern eigentlich